

Reiterchaar auf verborgenen Waldwegen der Mersey zu, und lange vor Tagesanbruch hatten sie den Fluß überschritten und Cheshire erreicht.

Während Mutter und Kind noch in der Kammer beteten, hatte der Priester in Begleitung des Dieners das Haus verlassen. Auf einsamen Pfaden, durch Busch und Wiesen, die der Mond mit seinem weißen Lichte beschien, eilte er schweigend und betend voran, daß der Diener, der das Pferd am Zügel führte, ihm kaum folgen konnte. Nach einer halben Stunde erreichten sie einen Fahrweg; da schwang sich der Priester in den Sattel und sprengte fort, so rasch ihn das müde Ross nur tragen konnte.

Für den alten Tom und noch mehr für den sterbenden Sir Richard waren inzwischen furchtbar bange Stunden verstrichen. Todesähnliche Ohnmacht hatte den Tag über mit der entsetzlichsten Aufregung eines fast verzweifelnden Herzens gewechselt. Hundertmal hatte er gerufen: „Kömmt denn noch immer kein Priester!“ Und wenn ihn dann der Diener vertröstete, so wälzte er sich jammernnd und wimmernnd auf seinem Lager. Der Abend war hereingebrochen, und mit der Dunkelheit wuchs die furchtbare Angst des Greises. Es stellten sich immer deutlicher die Zeichen der baldigen Auflösung ein; wiederum verfiel er in eine tiefe Ohnmacht.

„Es wird wohl die letzte sein,“ sagte der ehrliche Tom. „Er röchelt schon.“ Dann zündete er die Sterbekerze an, kniete nieder und betete laut: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen.“

Da sprengte ein Reiter in den Hof. Tom eilte an das Fenster und seufzte: „Er ist allein — so hat er keinen Priester finden können!“ Gleich darauf klopfte man an der Thüre, und als der Diener mit einem Lichte hinaustrat, taumelte er bei dem Anblicke des Mannes, dem er sich gegenüber sah, förmlich zurück.

„Um Gottes willen! Ihr? Ihr selbst? Das ist aber schrecklich!“ stammelte er.

„Lebt mein Vater noch?“ fragte der Priester athemlos.

„Er lebt noch — aber er darf Euch nicht sehen. Euer Anblick würde ihn vollends in Verzweiflung stürzen!“ klagte der Alte.

„Gleichwohl muß ich es versuchen. Hoffentlich wird er mich nicht erkennen. Stellt die Lichter so, daß der Schein nicht auf meine Züge fällt, und betet, daß alles gut gehe!“

„Eine Minute später stand der Sohn am Sterbelager seines Vaters und sah in das bleiche Antlitz des Sterbenden. Sein Auge war schon gebrochen und kalter Schweiß lagerte sich in schweren Tropfen auf seiner Stirne.

„Sir Richard!“ sagte der Diener, sich über den Schwerathmenden hinneigend. „Gott ist barmherzig; es ist jetzt ein Priester da?“

„Ein Priester?“ stammelte der Greis. „Mein Enkel sagte ja, er bete für mich. Wo ist er? Ich muß beichten.“

Der Diener entfernte sich und der Priester waltete seines göttlichen Amtes. Es war freilich keine eigentliche Beichte mehr möglich; aber Gott nahm, wie zu hoffen ist, den guten Willen für die That, und der Priester konnte mit Beruhigung die Worte der Lösprechung über ihn sprechen. Dann salbte er die Sinne des Sterbenden mit dem heiligen Oele, kniete nieder und sprach die herrlichen Gebete, mit denen die heilige Kirche alle ihre Kinder, auch die größten Sünder, wenn sie die Gnade der Bekehrung nicht von sich stießen, der Fürbitte aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit empfiehlt.

Kurz nach Mitternacht drückte der Sohn seinem Vater die Augen zu und betete mit thränenfeuchtem Blicke: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“ und der Diener antwortete: „Und das ewige Licht leuchte ihm.“

Das Gebet der Anschuld hatte die Wolken durchdrungen.

* * *

Mit dieser Scene beschließen wir die Erzählung des Familien-Dramas, dem wir bisan folgten und das uns einen Blick in die traurigen Wirren gestattet, welche die grausame Katholikenheze Elisabeths hervorrief. Unsere Leser wünschen aber wohl, etwas über die